

Panoramawechsel

Erhard Taverna



Durch den Ärmelkanal bläst der Wind von Nord-West, ideal für die Segler, die von Guernsey nach Süden halten. Alles ist grau, die Wogen, die Wolken, der Horizont. Die ersten Felsen mit nistenden Möwen und vereinzelte Leuchttürme verraten die Küste. Ein schier unendliches Band, wild zerklüftet, schroff und abweisend. Die zunehmende Anzahl grüner und roter Bojen markieren den Weg zu den am Ende langer Buchten versteckten Häfen. Man muss die Bretagne vom Meer aus erblicken, um das früher harte Leben der Fischer zu erahnen. Auf sie warteten keine Plauschfahrten zu den Steueroasen der Millionärskolonien, dafür monatelanges Fischen und Pökeln in Islands Gewässern. Keine Motoren, kein Mobilfunk und kein GPS, nur das Knattern der Segel, eintönige Mahlzeiten, Befehle und das Geschrei der Vögel, die dem Fang ihren Teil abjagten. Von Mont-Saint-Michel im Norden bis Bourgneuf im Süden nagt der Atlantik an 1200 Kilometern Küste, alle die Inseln nicht mitgezählt. An sanft bewaldeten Abhängen, treppenförmigen Granitstufen, Sandbuchten und isolierten Klippen. Ebbe und Flut, Salz und Wind zerreiben den Stein. Die Gezeiten, deren Sog die Segler kräftig spüren, schaffen eine Zwischenzone. Weder Meeresboden noch trockenes Land, eine riesige Fläche, die stufenweise, im endlosen

Wechsel, ausgetrocknet und überspült wird, ein Jahrtausende alter Kontinent mit einer ganz eigenen Bevölkerung. Ein gedeckter Tisch für viele Tiere, für die Handfischer und Muschelsucher, für die Bulldozer, die Seegrass aufladen, für die Strandgutsammler und die Touristen. Bedrohte Zonen, durch das Öl der Tanker und die Abwasser der Landwirtschaft, durch die scheinbar unaufhaltsame Zersiedelung und den Strom der jährlichen Besucher.

Ab 1860 führt die neue Eisenbahn die Pariser in den wilden Westen. Der Strand wird erfunden, die Bademedizin und die Hotellerie. Eine Entwicklung wie in den Hochalpen, nur dass es hier keinen Sommer- und Wintersport, dafür die täglichen vier Verwandlungen gibt. Künstler und Reiche entdecken die Exotik eines «unterentwickelten Landes», ihre Reiseberichte locken weitere Besucher an. Pierre Loti macht Brest und Paimpol mit seinen Romanen weltweit bekannt, Claude Monet malt die Belle-Ile, Paul Gauguin und seine Gefährten lassen sich in Pont Avent nieder. Gutbetuchte Engländer bauen die ersten schlossähnlichen Villen, eine Bohème aus Neureichen, Künstlern und Entourage verhelfen Städten wie Dinard bei St-Malo zum neuen Chic, der wiederum die Notabeln und selbständigen Berufe des Landes beflügelt. Die Notare mästet das Grundbuchamt, Apotheker und Ärzte erfinden Kuren für ihre Gäste, die mit Kutschen von den Bahnhöfen in die ersten Strandhotels gebracht werden. Empfohlen gegen Anämie, zuviel Lymphe und Nervenschwäche, nebst weiteren Unpässlichkeiten, wird das Bad «à la lame». Gemeint ist die Tonisierung der Haut, die durchblutungsanregende Massage durch die «marée montante» mit ihrem salzigen Gewoge, das im Zuge der neuentdeckten Hygiene zum Heilmittel sonnen- und lufthungriger Städter mutiert. Die Dosis macht es auch hier, fragen Sie eine Fachperson. Empfohlen sind fünf Minuten mal einundzwanzig Bäder pro Saison, für schwache Konstitutionen schon bedenklich viel. Anfangs überbrücken Klöster die fehlende Infrastruktur, doch sie schliessen abends um neun Uhr ihre Tore und ihre Kleidervorschriften für Badende sind rigoros. Sie bleiben es auch in späteren Zeiten. Schwarze Wolle bedeckt den ganzen Körper, Pluderhosen und lange Röcke verhüllen die Damen, die bei Ebbe den pferdebespannten, blau-weiss gestreiften Zeltkabinen entsteigen.

Der Boom hat auch hier seine Gewinner und Verlierer. Der Kulturschock lässt Bauernkinder zu Steinen greifen, wenn die Pfarrer gegen das importierte Laster wettern und die Bürgermeister verordnen strenge Polizeikontrollen. Denn wer hat hier jemals zuvor gebadet? Das Meer ist bedrohlich, wie die Lawinhänge. Bauern und Seefahrer können nicht schwimmen, es gibt nicht einmal ein Wort für «Strand», man spricht nur von la «grève», vom Rand. Wie in den Bergen niemand zuvor absichtslos einen Gipfel bestiegen hat, ist hier keiner zum Vergnügen nass geworden. Doch jetzt wird die Landschaft neu gedacht, besungen, abgemalt und mit neuartigen Häusern überzogen. Hinter den Dünen entstehen Freizeitburgen mit Türmen und Parks. Aristokratie und Halbwelt organisieren Feste, Skandalchroniken feiern «les grandes horizontales». Vor den ansässigen Bretonen als Domestiken wird gewarnt, denn sie gelten als stur und aufsässig.

Zwei Weltkriege und die Wirtschaftskrise haben die Szene radikal verändert. Viele Reiche sind an die Côte d'Azur umgezogen, die Strände sind demokratisiert. Die Spekulation hat hässliche Narben hinterlassen, Retortensiedlungen wie Sables-d'Or-les-Pins an der Smaragdküste im

Norden, einst angepriesen als «La cité balnéaire des arts décoratifs, crée par le génie français pour la pensée française». Untergegangen im Börsencrash von 1926 ist eine hässliche Asphaltnarbe geblieben, auf der die Familien Dupont im Juli und August flanieren.

Die alten Kuren waren erfolgreich. Land und Meer und «les estrans» sind dem Druck der robusten Touristen ausgesetzt. Das Urlaubsziel ist zum Patient geworden, immerhin weniger krank als unsere planierten Berghänge. Die neuen Rehabilitationskuren gelten dem niedergetrampelten Littoral. Er wird mit Steuergeldern vitalisiert und geschützt. Abfälle, Motorboote, Sporttaucher und die Fitnesswut der Millionen setzen ihm zu. Die Wege sind sorgfältig eingehagt, die geplagten Uferpartien bekommen vorbildlich Schonräume.

Inzwischen läuft die Segelregatta in Paimpol ein. Viel Fisch ist an Bord. Abends werden die Sieger am Bankett im «L'Islandais» gefeiert. Die Villenbesitzer der Côte d'Armor haben ihre Kanalbrüder besucht. Es ist schön, wie in einem Roman von Rosamunde Pilcher zu leben. Nur die vielen Engländer, die hier Häuser aufkaufen, stören den Frieden. Ein bisschen.

Vom Schwindel vor alten Bildern

E. Danieli

In Rom an jenem Samstagnachmittag im Mai war es schwül, ein Wetter, das schwindlig macht: heiss die Temperaturen, stickig die Luft. Die Touristen, die, gleich wie ich, das Museum im Palazzo Barberini aufsuchten, hatten wohl auf klimatisierte Ausstellungsräume gehofft: «Dovrebbe funzionare, ma non funziona!» Das auf dem Eintrittsbillet abgebildete, herrliche Porträt einer jungen Frau von Guido Reni, ein in Richtung des Betrachters gedrehter Kopf, ein aus mädchenhaften Mandelaugen durchdringender, erstaunt und auch ein wenig vorwurfsvoll schauender Blick, verunsicherte mich. Und das Mädchen trug ein helles, kompliziert gewickeltes Tuch, einem Turban nicht unähnlich. Beatrice Cenci, las ich, und ich erfuhr, dass das Mädchen am 12. Februar 1599 im Alter von 22 Jahren, weil es sich mittels Mordabsichten gegen die Vergewaltigung durch den eigenen

Vater zur Wehr gesetzt hatte, öffentlich geköpft worden war, und dass der abgeschnittene Kopf unter den ihr noch bis zuletzt nachgeschrienen Hass- und Hohnrufen der Römer Bevölkerung auf dem Ponte Sant' Angelo langsam wegrollend erst nach einer weiten Strecke zum Stillstand gekommen war.

Nur wenig später betrat ich einen verwinkelten, dämmerigen Ausstellungsraum. Hier hätte Caravaggios «Narciso» hängen sollen, doch er hing nicht hier: «Dovrebbe essere qui, ma si trova ancora a Melbourne!» Rundum grosse, dunkle Bilder, die das Licht, so kam es mir vor, zusätzlich in sich aufsogen. Schwindlig wie mir war, suchte ich ein offenes Fenster. Dabei wurde ich Zeuge des lauten Hinstürzens einer, wie ich annahm, amerikanischen Touristin. Ich eilte zur am Boden liegenden Frau, kümmerte mich um die richtige Lagerung. Mit Hilfe von herbeigeru-

Korrespondenz:
Dr. med. Enrico Danieli
Seefeldstrasse 128
CH-8008 Zürich



Caravaggio
Giuditta e Oloferne

fenen Museumsangestellten und einer zufällig anwesenden Ärztin gelang es, in kurzer Zeit die Situation zu beruhigen, die feingliedrige, junge amerikanische Studentin, wie ich nun erfuhr, wieder zum Bewusstsein zu bringen. Von der Ärztin vernahm ich, ich hatte mich vorgestellt und meinen Beruf erwähnt, dass es sich hier ganz typisch um ein «sindrome di Stendhal» handle, um ein von Graziella Magherini, einer bekannten Florentiner Psychoanalytikerin, nachgewiesenes Krankheitsbild, das beim Betrachten grosser Kunstwerke – capolavori! – auftrate, ein sogenanntes Überwältigungssyndrom durch grosse Kunst, wie die Ärztin bewundernd feststellte, vielleicht vergleichbar einer momentanen Wahn- oder gar Verwirrungsform, einer Ekstase durch Ergriffenheit. Denkstörungen, affektive Störungen, panische Krisen mit somatisierter Angst gehörten dazu, auch Teilnahmslosigkeit oder Vandalismus seien beschrieben. Reihenweise würden Touristen vor allem in den im Sommer überfüllten Uffizien von Florenz umkippen.

In den Museen in Rom waren mir zwar die vielen, übermüdeten Touristen aufgefallen, die auf den wenigen Bänken sich hinlegten, schliefen oder an den Wänden sich anlehnten und auf diese Weise ihre Besichtigungsprogramme hinter sich brachten. Kollabierenden oder gar gefährlich hinstürzenden Museumsbesuchern war ich aber noch nicht begegnet. Übrigens, wie ich später mich erkundigte, hat das beschriebene Syndrom mit Stendhal wenig zu tun, der Dichter war beim Betrachten von Bildern nur selten in einem schwindligen Zustand: Das Phänomen scheint denn auch viel eher mit der Abklemmung der Blutzufuhr beim Betrachten von weit oben hängenden Fresken, also bei Reklination und Seitwärtsneigung des Kopfes (wie beim Wäscheaufhängen oder Rasieren), in Verbindung zu stehen, denn bei ungenügender Ausbildung eines Kollateralkreislaufes im Zusammenhang mit dem *Circulus arteriosus cerebri* (Willisi) drohen Durchblutungsstörungen. Bekannt sind *Vertebral*-Durchblutungsstörungen mit Drehschwindelattacken und Doppelbildern, verbunden mit, bei entsprechender Veränderung der Unkovertebralgelenke, «drop seizures». Es seien, hatte mir die Ärztin zum Schluss noch mitgeteilt, immer die Touristen in Florenz, die am «the Stendhal syndrome» litten, kaum Touristen in Rom, was niemand zu erklären vermöge, auch dieser Fall hier sei aussergewöhnlich. Ich hatte mich, der Raum hatte sich geleert, dem den Sturz der Amerikanerin auslösenden Bild genähert und sah nun auf Kopfhöhe Caravaggios «*Giuditta e Oloferne*»: Des Malers Geliebte Fillide Melandri also, eine bekannte Römer Prostituierte, sie ist trotz ihrer abscheulichen Tätigkeit von wunderbarer Anmut, ja von göttlicher Schönheit, und sie scheint sich keineswegs ihres Tuns zu schämen: Fillide ist eben dabei, mit einem Messer Holofernes Kopf abzuschneiden.

Beim Verlassen des Museums, mein Schwindelgefühl war nicht gewichen, Rom kochte, blieb ich vor einem Zeitungsaustrag stehen: Ich erfuhr vom Mord an einem Amerikaner im Norden Iraks. Ich betrachtete mit Entsetzen die grossformatigen Schwarzweissbilder der Enthauptung des jungen Nicolas Berg mit einem Messer. Ich ging, Caravaggio und Fillide, Beatrice und Nicolas drehten sich in meinem Kopf, mit Herzklopfen weg, das Leben in mir schien plötzlich erschöpft, und ich ging in der Angst, jetzt hinzufallen.